Die große Rheinflut.

Wie zahm war doch der Rhein geworden! Feste, gerade Ufer, hohe Dämme, und, was dahinter lag an Haus und Hof, an Dorf und Stadt, das war geborgen vor Hochflut und Eisgang. Nur die Eltern erzählten noch von großen Wassersnöten, von Eisgang und Dammbruch wie von Geschehnissen ihrer Jugendzeit, die nicht mehr wiederkommen könnten, weil die Ufer und Werfte so hoch, die Dämme so breit und so stark geworden wären. Das bißchen Frühjahrs- und Adventwasser zählte ja nicht mehr; man nannte es Hochwasser und ließ es ruhig an den Damm- und Werfträndern lecken, gönnte ihm hier und da über niederere Dämme und Werfte ein neugieriges Hinüberblicken in die Landschaft, in die Straßen von Dorf und Stadt. Darüber hinaus galt der Strom für gebändigt, und die Hochwasserzeichen aus vergangenen Zeiten waren ein Großväterprahlen und ein ungläubiges Kinderstaunen.

Da kam das große Unglücksjahr 1919, ein Jahr mit Doppelzahlen, die nach Volksglauben von jeher Besonderes, Frohes und Schweres in sich getragen haben. Und so trug das stumm und liederfremd gewordene rheinische Land am Ende dieses schweren Jahres noch die schwere Last der Weihnachtshochflut, trug sie und reichte sie mit vielen andern schweren Lasten und Nöten hinüber in das junge neue Jahr, damit aller Anfang doppelt schwer und bedeutungsvoll werde. Der Regen viel aus schier unerschöpflichen Wolkenbänken, und tolle, wildwarme Stürme trieben den Schnee von den Bergen als Schmelzwasser in die Täler, damit aus Rinnsal, Bach und Fluß ein gewaltiges, großes Wasserstürzen werde, das den Rheinstrom hoch hinaus über seine Ufer jage, damit allerorts die Wasserzeichen an Haus und Hof, an Kirchen und Toren Kind und Kindeskindern die ungläubige Mär verkünden mögen, so hoch stand der Rhein Januar Anno 1920.

Da tauchten die Dörfer und Städte am Rhein tief hinab in den Fluß, und auch das alte Köln grub neue Wasserzeichen über alte ein. Die Ufer versanken im Strom, die Werfte verschwanden, das Rheinwasser, frei von steinernen Bändern und Klammern, wurde Herr der Stadt. Ihr, so sprach und handelte das unaufhaltsam quellende Wasser, habt mich bezwingen wollen, habt mich hineingezwängt in enge Kanäle, zwischen hohe, steinerne Werftmauern, nun bezwinge ich euch! Ihr habt mich einschnüren wollen, ihr habt mich in ein Bett zwingen wollen, das meiner Kraft zum Wachsen nicht genügte, da lehre ich euch die alte Lehre, daß man dem Starken Raum auf Erden geben muß für seine überschüssige Kraft, sonst braust er auf und reißt nieder.

So ist denn Hochwassernot über Köln gekommen! Die Ufer sind fort, die Werfte verschwunden, von ihren Schuppen ragen noch Dächer, von ihren Kranen noch hilflose Arme aus dem Wasser. Laternenköpfe bezeichnen die Uferstraßen, deren erstes Hausgeschoß im schlammigbraunen Hochwasser liegt. Ein paar Litfaßsäulen, überklebt mit dem schreiend tollen Bunt einer aus Not vergnügungstollen Zeit, schreien nun kurz vor dem völligen Ertrinken ihre eigene Not in die Welt hinaus, und die Pegeluhr ist längst am Ende ihrer Kraft. Ein paar mit schwersten Tauen an die Uferhalte gefesselte Dampfer ragen über die Schuppendächer hoch hinaus wie Seedampfer, aber tief hinabgedrückt auf dem Fluß liegen die gewaltigen Brücken. Sonst wie von Künstlerhand aller Erdenschwere bar über den Strom gestreckt, senkt sich die stolze Hängebrücke jetzt, vom steigenden Wasser der steinernen Füße beraubt, tief und schwer hinab auf den jagenden gelben Strom, und der romanische Burgenaufsatz der Hohenzollernbrücke wirkt nun, wo man mit den Pfeilern die hebenden Felsen unter ihm wegzog, mittelalterlich schwer und gedrückt.

Und gedrückt, auf den Strom hinabgezogen scheint das ganze, einzigartige Rheinbild der Stadt. Wie ein Riesendenkmal, dem man den Sockel nahm, liegt sie auf dem Wasser. Es fehlen die gewaltigen Treppenstufen der Ufer und Werfte, auf denen die Stadt zu sich selber hinaufstieg. Alles wirkt nun flach, platt, müde, und die langgezogenen, horizontalen Dachlinien des Eisenbahndirektionsgebäudes, sonst die vollendete und wohltuendste Ruhe am giebel- und türmereichen Rheinufer Kölns, wirken nun, wo sie zum Wasser niedergedrückt werden, wie ein unreifer Abschluß, dem das Streben nach oben fehlt. Selbst dem Riesenmaß des Domes fehlt die Stromterrasse, die ihn erst emportrug.

So wird alles klein, wird alles niedergedrückt durch die Riesenkraft der Wasser, die die eintönige Breite und Weite über und zwischen das buntwirblige, nervösabwechslungsreiche Werk menschlicher Kultur und menschlicher Wünsche legt. Das Bild wird in seiner Uferlosigkeit gewaltig, das Wasser wird in seiner unbändigen Kraft zu einem Riesensymbol des Wollens, dem gegenüber menschliches Empfinden klein und ängstlich, menschliche Kraft schwach und verzagt wird. Sie regt sich zwar allerwärts, diese menschliche Kraft, dieses Retten- und Helfenwollen! Von der rührenden Hilflosigkeit, die noch die Kellerfenster mit ein paar armseligen Brettern und einigen Händen voll Lehm verstopfen will, indessen die gurgelnde Flut durch Kanäle und Rohre in den Keller stürzt, bis zur gesammelten Kraft von Menschen, die Schutzdämme vor die Häuser und Straßen ziehen, ist alles ein reges Sichanstemmen gegen die übermenschliche Kraft des wachsenden Wassers. An allen Ecken und Enden stampfen und stoßen die Pumpen, um Keller zu schützen und hinter schnell gehäuften Straßendämmen die Sickerwässer wegzusaugen. Für eine Stunde, einen Tag vielleicht hilft's, aber der Feind steht nicht nur vorne, nicht nur vom Rhein her will das Wasser bekämpft sein, auch im Rücken quillt es aus unterirdischen Strömen, aus Kanälen und Rohren über die Straßen und in die Häuser. So wurde die Deutzer Kürassierkaserne vom Wasser umspült, wurde die Deutzer Freiheit übergurgelt, bis alle Zuwege zur Hängebrücke abgeschnitten waren zum Jubel der Jugend, der das große Wasserunglück zum Fest wird, das tausend ungewohnte Freuden in sich birgt. Auf Kähnen und Flößen, auf Fässern und Brettern finden sie den Weg über die überschwemmten Straßen, die im linksrheinischen Köln fast hinanreichen an die Ausläufer der großen Altstadtplätze, Heumarkt und Alter Markt. Von drei Seiten umspült liegt die riesenhafte Markthalle im Wasser und die Uferstadt wurde zu einem Venedig auf Zeit, in der die Kähne die Arbeit der Gondeln verrichten müssen für die, die aus den Erdgeschossen vertrieben wurden und nun, eng zusammengerückt mit den andern Hausbewohnern, in den oberen Räumen die Zeit der Not verbringen. Manch tief ins Wasser hinabhängender Fensterbehang, manch ungeräumtes Zimmer der Erdgeschosse beweist, wie schnell das Wasser kam und kündet an — man denke an die Lagerkeller und Lagerhäuser — wie groß der Schade sein wird, wenn es sich wieder verlaufen kann.

Noch aber leckt es sich mit leisen Wellen an die Straßen und Häuser heran und lockt mit der Fülle der fremden Bilder, die es schuf, die Menschen aus den höheren Stadtteilen hinauf auf die Brücken, von denen der Blick über unendliche Wasserflächen schweift, und hinein in die Straßen der Uferstadt, deren Bewohner die große Not der Rheinüberschwemmungen zu tragen haben. Uferviertel, Hafenviertel! Sie haben nicht allerwärts einen guten Klang, und auch das alte Uferköln hat manchen Winkel am Rhein, den man nicht gern aufsucht, hat manche verschwiegen-stille Straßen und Gassen mit lauten Bewohnern, denen die Nacht lieber ist als der Tag. Selten verirrt sich in sie hinein ein Wesen aus einer andern Welt als der der Uferleute und derer, die mit ihnen Geschäfte machen. Nur wo das Rheinwasser durch diese Straßen und Gassen zieht, stehen an den Rändern dieses Wassers dichte Scharen von Menschen, die hier wohl zum ersten Male den Blick in eine für sie fremde und sonst verschlossene Welt tun, und manches Frauenauge sieht verwundert auf Giebel und Häuser, auf Fenster und Türen von seltsamer, bunter, abenteuerlicher Art.

Da draußen aber, eins mit dem stillen Wellengeplätscher in den Straßen, drängt der Riesenstrom die ungeheuern Wassermassen zu Tal, hinaus in die unendliche See. Und tausend Hoffnungen und Wünsche begleiten das Wasser, damit es an sein fernes Ziel gelange, ohne das Unheil zum ungeheuern Unglück werden zu lassen. Mögen die Stürme schweigen, mögen die Dämme halten, das ist aller Uferbewohner Bitte, und ist die Bitte des ganzen schwergeprüften rheinischen Landes. Manch treibender Tisch, manch totes Stück Vieh, mancher Dachsparren zeigt, welchen Weg des Unheils das Wasser durch die sonst so lieblichen Täler des Oberlandes, durch die winkligen, trauten rebenumhangenen Ufernester des Oberrheins schon geflossen ist, ehe es zu uns kam, und mancher Damm um Köln ist ein Sorgenkind für alle, die von ihm geschützt und behütet werden sollen. Wie bangt nicht Riehl, das alte Fischerdorf im Weichbilde Kölns, um seinen Damm! Jede Stunde kann das Unglück bringen, mag man Schanze auf Schanze errichten, Lehm über Lehm an die Notstellen bringen, Notschüsse hallen über das Wasser, Schule und Kirche nehmen die Habe der Bedrohten auf, damit das Nötigste gerettet ist, wenn die Flut über den schmalen Damm hinaus den Weg ins Dorf findet oder hineingelassen werden muß, damit größeres Unglück verhütet werde.

Und Riehl ist nur ein Dorf von vielen am Rhein, Köln nur eine der Uferstädte! Jedes Dorf hat seine Not, jede Stadt liegt da in banger Sorge. Kein Deichgraf, rheinauf und rheinab, hat eine ruhige Nacht in diesen sorgenvollen Tagen der Wassersnot. Mögen die Dämme noch so stark geworden sein in den letzten Jahrzehnten, der bei Dinslaken riß und schon bei der Weihnachtshochflut, da ist man jetzt doppelt furchtsam und wachsam. Denn, das ist das Unheimliche an diesem Wasser, daß es nun, da der Sturm schweigt und der Regen nachläßt, mit öliger Glätte weiter leckt und weiter frißt wie eine schleichende Krankheit, der man nicht Herr zu werden weiß. Oben müssen die Wasserquellen sich schließen, damit der Strom im Tiefland fallen kann. Das ist für die Bewohner der Tiefebene Sorge und Hoffnung zugleich. Wer, von Dämmen umgeben, im eingepolderten Lande lebt, der lebt in Not, wenn die Fluten steigen, und der lebt doppelt in Not und Sorgen, wenn er nicht Herr der Dämme ist; der wird aber auch, wenn die Flut sich einmal verlaufen hat, trachten, der Dämme wieder Herr zu werden und sie so sicher zu machen, daß Kind und Kindeskinder ihr Haus in Ruhe und sorgenlos vor Flut und Sturm bewohnen können. Dann werden aber auch diese Kinder und Enkel sagen: 1919 und 1920 stiegen die Fluten so hoch, daß unser rheinisches Land und unser ganzes Volk in größter Not war, laßt uns die Dämme, die unsre Väter dann bauten, ein Heiligtum sein, das wir immer beschützen und stärken, das wir erst vollenden wollen.

Jahrtausende alte Mikroben. In der Pariser Akademie der Wissenschaften wurde, wie die „Umschau in Wissenschaft und Technik", Frankfurt a. M., meldet, ein Bericht des Dr. Galippe verlesen, in dem dieser über seine Versuche mit Bazillen altägyptischer Papyri berichtet. Galippe fand in ägyptischen Papyri, die über 2000 Jahre alt waren, lebende Bazillen, die gezüchtet werden konnten. Aehnliche Bazillen entdeckte er in Dokumenten des 15. nachchristlichen Jahrhunderts und er glaubt, daß man auf diese Weise Krankheitserreger von verschwundenen Seuchen, wie z. B. der mittelalterlichen Pest, zu neuem Leben erwecken könnte.

Wiener Brief.

Sterblichkeit und Geburtenrückgang. — Ein trauriges Kapitel aus der Kinderausspeisung. — Von dreißig Schulkindern eines gesund. — Wien tanzt. — Der Ball der Schieber und des Volkes. — Verzweiflungskampf des Mittelstandes. — Der geistige Arbeiter am Verhungern.

Von Hugo Bettauer.

Wien, Mitte Februar.
XVIII. Wallriesstraße 72.

Wien tanzt und stirbt. Wien erlebt den heißesten, wildesten Karneval und das größte Sterben. Totentanz des Elends, Opiumrausch des Jammers, Pestilenz und Orgie.

Dieser Tage gab es im Wiener Rathaus eine ernste, düstere Konferenz. Das städtische Sanitätsdepartement hatte die Vertreter der Entente, vor allem die Direktoren der amerikanischen Kinderhilfsaktion, zu einer Besprechung eingeladen. Es handelte sich um eine Erörterung über die Kinderausspeisung und über den allgemeinen Gesundheitszustand. Die Sache ist die, daß wir in Wien etwa 500,000 Kinder haben, von denen wenig mehr als hunderttausend von den Amerikanern die Mittagsmahlzeit nach dem wissenschaftlichen Nem-System des berühmten Wiener Kinderklinikers Professor Pirquet bekommen können. Diese hunderttausend Kinder weisen sehr erfreuliche Gewichtszunahmen bis zu zehn Pfund auf. Nun entsteht aber das entsetzliche, tragische Problem, ob immer dieselben Kinder ausgespeist werden sollen, oder ein Austausch bewerkstelligt werden muß. Das heißt in nüchterne Tatsache übertragen: Ob die anderen 400,000 Kinder langsam ab sicher verhungern müssen, oder ob die hunderttausend Kinder, die bisher ausgespeist wurden, ausgeschaltet und wieder dem Hunger überantwortet werden sollen. Es gab in der Konferenz Herren, die die Ansicht vertraten, daß es besser sei, wenn man wenigstens hunderttausend Kinder kräftig und gesund aufwachsen läßt, auf die Gefahr hin, daß die anderen zugrunde gehen, es gab andere, die dies als schreiende Ungerechtigkeit empfanden und für den Austausch eintraten. Die Amerikaner schlossen sich ihnen an, erklärten sich aber bereit, von nun an 140,000 Kinder in Wien auszuspeisen. Das darf ich wohl — und das wurde auch in der Konferenz anerkannt — als Erfolg der Sammeltätigkeit der New Yorker Staatszeitung bezeichnen, denn die Leser der Staatszeitung haben tausende und abertausende von Dollars gespendet und immer noch läuft bei der amerikanischen Zentralstelle in New York, No. 115 Broadway, Geld ein. Aber trotzdem — es gab ein großes Weinen unter den Kindern, die nun nicht mehr die Mahlzeit bekommen, die sie seit Juni erhielten, sondern warten müssen, bis sie wieder an die Reihe kommen werden. — —

Und nun hielt Oberstadtphysikus Dr. Böhm einen Vortrag über die Sterblichkeit in Wien, der die anwesenden Ententevertreter erschauern machte. Im Jahre 1910 besuchten die Wiener Volksschulen 242,000 Kinder, in diesem Jahre nur mehr 195,000, und nach dem heutigen Stand werden es im Jahre 1924 nur mehr 140,000 Kinder sein. Im Jahre 1913 starben von je tausend Köpfen der Wiener Bevölkerung 15.3, das heißt, es starben 32,000 Personen. Im Jahre 1919 aber fanden in Wien 51,500 den Tod, wobei die in den Spitälern verstorbenen Soldaten nicht mitgerechnet sind.

Entsetzlich ist das Ergebnis der Untersuchung der Schulkinder. Es wurden 186,000 Kinder gründlich untersucht. Davon erwiesen sich 96,000 als sehr unterernährt, das heißt halb verhungert, 63,000 als unterernährt, 19,000 als minder unterernährt, und nur 6732 als nicht unterernährt. Das heißt, daß von dreißig Kindern im schulpflichtigen Alter nur je eines gesund ist.

Neuerdings, seit etwa zehn Wochen, haben zwei neue Momente eingesetzt, die zur Entvölkerung Wiens beitragen müssen: Die Säuglingssterblichkeit und der Gebärstreik der Frauen. Fast die Hälfte der Neugeborenen stirbt in den ersten vier Wochen. Die unterernährte, blutarme Mutter, die stundenlang auf der Straße umherirren muß, um das bißchen Nahrung kaufen zu können, hat keine Milch, sie kann das Kind nicht selbst nähren, also muß sie es mit dem winzigen Quantum gewässerter, schlechter Kuhmilch tun, das die Stadt unter den größten Schwierigkeiten beschafft. Und die Folgen davon brauche ich wohl keiner amerikanischen Mutter zu schildern: Dysenterie, Tod! Aber — man muß wohl sagen glücklicherweise — es werden immer weniger Kinder geboren. Die Frauen wollen einfach sich und dem Kinde solches Martyrium nicht bereiten, sie sind, ohne Organisation, nach stillschweigendem Uebereinkommen, in den Gebärstreik getreten, die Zahl der Geburten nimmt von Woche zu Woche ab und es hat sich eben jetzt in der Zweimillionenstadt ereignet, daß durch drei Tage hindurch kein Kind auf die Welt kam.

* * *

Und Wien, das sterbende, lebensmüde, bettelnde, frierende, hungernde Wien, tanzt! Tanzt, wild und aufgeregt, wie man in Florenz getanzt hat, als die Pest durch die Straßen schlich. Von allen Wänden starren einem die grellen Plakate entgegen, die zum Tanz einladen. In jedem Wirtshaussaal werden Maskenbälle und Redouten abgehalten, alle Vereine geben Bälle, an jedem Abend finden hunderte von Tanzunterhaltungen statt. Eigentlich an jedem Nachmittag, denn alle diese Bälle, Maskenfeste und Redouten müssen, der Lichtersparnis halber, um halb elf Uhr ihr Ende haben.

Das Publikum dieser Bälle zerfällt in zwei scharf getrennte Gruppen. Es sind die oberen fünftausend Schieber mit ihren Weibern, es ist das unterste Volk, das die Tanzsäle füllt. Die Redouten im Sophiensaal und im Konzerthaus sind wilde, wüste Bacchanalien. Hundert bis fünfhundert Kronen Entree, eine Flasche Champagner sechshundert Kronen, keine Fleischspeise unter hundert, ein Büschel Blumen bis zu tausend Kronen. Die Männer haben es ja. Tagsüber schieben sie waggonweise Nahrungsmittel, Valuta, Medizin, sie kaufen Oesterreich auf und verschachern es an Italien, sie machen in Bildern und Juwelen, in Gold und Lirenoten und spielen an der Börse. Und wenn man eben ohne Mühe und Sorge eine Million errafft hat, so kommt es einem nicht darauf an, abends auf dem Ball zehntausend Kronen springen zu lassen. Und so viel kostet es mindestens, wenn man bedenkt, daß allein der Fiaker für die Hinfahrt und das Abholen einen Tausender verlangt. Und wie teuer ist erst die holde Weiblichkeit auf diesen Bällen, die mit vermummten Gesicht und bis zu den Hüften entblößten Schultern auf die Jagd nach Geld geht! Nicht nur, daß das kleine Souper in der diskreten Loge ein paar Tausender kostet, oh nein, da heißt es, auch Bargeld geben, viel Bargeld, denn heute tut es nicht mehr der Rausch und die Liebe! Auch das süße Mädel ist nicht mehr leichtsinnig und uneigennützig, seitdem ein Paar Seidenstrümpfe nicht unter tausend zu haben ist.

Oh nein, ich bin kein Moralprotz, eher das Gegenteil und glaube, daß man das Leben gar nicht leicht genug nehmen kann, um es ertragen zu können. Und so habe auch ich mich denn zum erstenmal seit dem unseligen Jahre 1914 wieder in „Full dreß" geworfen und eine Redoute im altehrwürdigen Sophiensaal, der Wiens größte und schönste Zeiten miterlebt hat, begeben. Aber ich werde es nicht wieder tun! Wo sind die eleganten feinen Kavaliere hingekommen, wohin die schlanken, graziösen Frauen, wohin die gute Wiener Art, die nie puritanisch, aber auch nie frech war? Nichts als feiste, ordinäre Schieber, deren ganzes Gehaben zigeunerhaft-polnisch-rumänisch und was weiß ich anmutet, alles nur nicht wienerisch, überall ein wüstes Aufhauen mit Geld, kein Wiener Walzer, sondern widerwärtige Schiebetänze, mißverstandener „Foxtrott" und schlecht ausgeführter „Twostep", ordinäres, zynisches Betragen, laute Witze, wie man sie früher kaum in zweifelhaften Nachtlokalen gehört hat. Und die Frauen! Nun ja, schöne Frauen gibt es auch dort, aber das liebe süße Wiener Geschöpf mit den lustigen Blauaugen, das nichts wollte „als tanzen und ein bißchen Champagner trinken und viel, recht viel küssen, dieser holde Wiener Typus ist grell geschminkt, begehrlich, gierig geworden und fragt nach nichts als nach Geld, Geld und wieder Geld!

Und das Ballgespräch von 1920. Man müßte ein gottbegnadeter Satiriker sein, um dieses Ballgespräch, wie man es im Vorübergehen, aus den Logen, von heißen roten Lippen, aus trunkenem Munde, von Paaren, die sich eben umschlungen halten, hört. „Ich habe heute verdient" — „glauben Sie, daß Alpine noch steigen werden?" — „der Dollar kostet im Schleichhandel dreihundert" — „die Krone geht auf ein Centime" — „Zwei Waggon Schmalz lagern für mich — „Ich hab dem Ministerialrat zehntausend gegeben und dann bekam ich die Ausfuhrerlaubnis„ — „ich eß täglich zweimal Fleisch, wozu hat man das Geld?" — „die Mizzi hat von ihrem Freund eine goldene Tabatière für dreißigtausend bekommen und sie für fünfzigtausend weiter verkauft" — — — Ballgeflüster von heute!

Nun aber der Fasching der unteren Schichten. Draußen in Hernals, in Währing, auf der Landstraße geht er vor sich. Das Entree kostet selten mehr als dreißig Kronen, der Champagner ist verfälscht und etwas billiger als der französische. Es wird viel Schweinebraten gegessen, die Portion zu fünfzig Kronen. Die Herren kommen nicht im Frack, sondern im Straßenanzug oder mehr noch, in der Uniform ohne Tressen und Sterne. Denn die Herren sind Kutscher, Schlosser, Faßbinder und kleine Schleichhändler, sie verdienen viel, aber es reicht nur zum Rauchen und Essen, nicht auf einen neuen Anzug. Die Mädchen sind Tippmädeln, Verkäuferinnen und stellenlose Fräulein, die sich eben an dem Rande jenes Abgrundes befinden, aus dem es kein Auftauchen mehr gibt. Hübsche junge Dinger in zerschlissenem Kleidchen, mit Lackhalbschuhen, aber Pappe deckensohl, die, wie immer sich auch diese Nacht gestalten sollte, nicht gut abgelegt werden können, weil die Seidenstrümpfe an den Zehen arge Löcher haben. Und sie husten alle und haben rote, hektische Flecken auf den Wangen und flackernde Augen. Der junge Arzt, mit dem solche Unterhaltung besuche, nicht: „Nicht eine, die nicht den Schwindsuchtskeim spazieren führen würde!" Die Sache ist die, daß diese jungen Dinger von ihrem Gehalt, auch wenn er tausend Kronen im Monat betragen sollte, sich unmöglich satt essen können. Tausend Kronen, das reicht auf Kraut und Rüben und den Wochenlaib Brot, aber nicht auf Fleisch, auf ein Ei, abgesehen davon, daß es das nicht gibt, es reicht nicht auf ein Stückchen Fett, nicht auf etwas Obst. Und da das arme junge Mädel sich für zwanzig Kronen nichts, aber auch schon gar nichts zum Essen kaufen kann, so sieht sie es nicht ein, warum es die wertlosen zwanzig Kronen nicht für eine Ballkarte ausgeben soll. Und tanzen, tanzen, hustend tanzen bis zur Bewußtlosigkeit, und am Morgen irgendwo in den Armen eines Kerls zu erwachen, hungrig, ohne Frühstück nach Hause eilen in das kalte, ungeheizte Zimmer, sich umkleiden, zur Arbeit eilen. Nur vergessen, vergessen, an das einst so traute Heim im bürgerlichen Elternhaus, an die Brüder, die im Krieg gefallen sind, an die Mutter, die vor einem Jahr die Grippe hingerafft hat, und an den Hunger, den ewigen Hunger, der das Mädel jedem in die Arme treibt, der tanzen kann und ein Abendessen zahlt. —

Immerhin — das Ballgeflüster da draußen ist sympathischer als das unter den Reichen. Es ist zwar viel vom Essen die Rede, aber auch von Liebe und vom Küssen.

* * *

Die Schieber tanzen mit vollem Bauch, das Volk tanzt mit leerem Magen, zwischen ihnen aber befindet sich, bedrängt und belagert von beiden, der Mittelstand, der nicht tanzt, sondern zu Hause seinen Untergang erwartet. Die Sprache hat die Worte nicht, um das Elend dieses Mittelstandes zu schildern. Eben jetzt tönt aus seinen Reihen ein Schrei der Empörung, der aber im Tosen und Lärmen des Tages verhallen wird. Die Schneidergehilfen sind in den Streik getreten, weil sie 36,000 Kronen Jahreslohn haben wollen. Und sie werden ihn bekommen. Der Mittelstand aber, der gebildete Mittelstand, dieses kulturell wichtigste Element im Staat, der geistige Arbeiter, der das Gymnasium und die Universität absolvieren mußte, um zum Erwerb zu kommen, hat keine 36,000 Kronen im Jahr und nicht die Möglichkeit, sie sich zu erkämpfen. Er neidet dem Schneidergehilfen den hohen Lohn nicht, er will ihn nur auch haben. Auch 36,000 Kronen im Jahr, die nach der Friedensparität 7000 Dollars waren, reichen nicht aus, um sich wirklich satt essen zu können, um einen neuen Anzug, etwas Wäsche anzuschaffen. Aber sie schützen immerhin vor dem Verhungern, und der Mittelständer ist im Begriff, den Hungertod zu sterben.

Hier einige Ziffern, wahllos aus der Tagesgeschichte gegriffen: Das Einkommen eines Maurers, der zu den schlecht bezahlten Arbeitern gehört, beträgt 19,500 Kronen jährlich, das eines Ziegelbrenners 36,000 nebst freier Wohnung und Beheizung, ein Böttcher bekommt 52,000 Kronen im Jahr, ein Tischlergehilfe 40,000 und der Stückmeister im Schneidergewerbe sogar 65,000 Kronen.

Was aber erhält der geistige Arbeiter, der gewohnt ist, höhere Ansprüche an das Leben zu stellen, studiert hat, seine Kinder studieren lassen will? Nun, hier einige Zahlen, wie ich sie gerade vor mir habe. Unsere Staatssekretäre, in deren Händen das Geschick und die Ehre des Landes liegt, beziehen soviel wie der Schneidergehilfe, nämlich 36,000 Kronen Jahresgehalt. Der Gymnasialprofessor hat, wenn er kinderlos ist, 14,000, wenn er aber fünf Kinder hat, 20,000 Kronen jährlich, ein Volksschullehrer der untersten Klasse 8400. Ein Bankbeamter bekommt bei zehnjähriger Dienstzeit ungefähr 18,000, bei zwanzigjähriger wieder so viel wie der Schneidergehilfe, also 36,000 Kronen. Der Advokatenkonzipient, der acht Jahre Gymnasium, fünf Jahre Universität studiert, sein Doktorat gemacht und unentgeltlich ein Jahr bei Gericht gearbeitet hat, bezieht einen Gehalt von 8000 bis 12,000 im Jahr. Mit dürren Worten heißt das, daß der geistige Arbeiter vom Staatssekretär abwärts bis zum Schullehrer, dem brutalen, grausamen Hunger preisgegeben ist, wenn er nicht Vermögen besitzt oder sich — bestechen läßt. Und wenn die Korruption im Beamtenstand unheimliche Fortschritte macht, so mögen sich andere darüber empören! Solchem Betteleinkommen steht eine Teuerung gegenüber, die von Tag zu Tag, ja buchstäblich von Stunde zu Stunde ansteigt. Wir bekommen jetzt nur mehr fünfviertel Pfund Zucker per Kopf und Monat, aber dafür wurde der Preis vervierfacht, so daß das Pfund 25 Kronen, nach Friedenskurs also fünf Dollars kostet. Das Fleisch, von dem man ein fünftel Pfund per Woche und Kopf bekommt, ist auf zwölf Dollars per Pfund gestiegen, das Fett auf elf Dollars, das Mehl auf einen Dollar. Eier kann man sich nur im Schleichhandel für sage und schreibe zwei Dollars per Stück beschaffen, Kaffee kostet jetzt 15 Dollars per Pfund, und der glückliche Schieber, der in der Lage ist, sich beim Schleichhändler Schinken zu kaufen, hat dafür dreißig Dollars für das Pfund zu bezahlen. Ein furchtbarer Schlag gerade für den Mittelstand, der fast immer weit weg von der Arbeitsstätte wohnt, während der Arbeiter in der Nähe der Fabrik haust, ist die Tatsache, daß die Straßenbahn schon wieder den Preis verdoppelt hat. Jede Fahrt kostet jetzt zwei Kronen, das sind nach Friedenskurs 40 Cents. Neue Absätze für die Schuhe kosten 20 Dollars, das Wenden und Flicken eines Anzugs 400 Dollars, respektive 2000 Kronen, an einen neuen Anzug ist nicht mehr zu denken, denn da die Schneidergehilfen 36,000 Kronen im Jahr bekommen, kostet der schäbigste Anzug 8000 Kronen — also das gesamte Jahreseinkommen eines Volksschullehrers, während der Staatssekretär, der unbedingt einen „Prince-Albert-Rock" braucht, dafür nicht unter 12,000, also den dritten Teil seines Einkommens zahlt. Zwei von unseren Staatssekretären konnten einer festlichen Veranstaltung, die unter dem Protektorat des Chefs der englischen Mission vor sich ging, nicht beiwohnen, weil sie keinen Frack besitzen. Die Anschaffung eines neuen hätte die Hälfte ihres Jahresgehaltes verschlungen.

Und gestern kam mein Junge frühzeitiger als sonst aus dem Gymnasium nach Hause, weil der Lateinprofessor während des Unterrichts ohnmächtig wurde. Vor Hunger und Erschöpfung. So geht es nicht weiter, der Mittelstand hat längst den Familienschmuck, die Teppiche, die besseren Möbelstücke verkauft, um nicht zu verhungern, nun wird aber das Elend in seinen Reihen so groß, daß es zum Himmel schreit. Die Gebildeten der ganzen Welt sollten sich der akademischen Berufe in Wien annehmen, dem von nirgends her Hilfe kommt, weil er nicht zu den Wucherern und Schiebern gehört und nicht zu dem Proletariat der manuellen Arbeiter.

Jede Post bringt mir nach wie vor Dutzende von Anfragen, zum großen Teil solche nach Freunden und Verwandten. Ich gehe jeder Sache nach, habe auch schon zahllose Antworten abgehen lassen, von denen leider sehr, sehr viele den Tod der betreffenden Person melden mußten. Sehr schwierig gestalten sich Nachforschungen nach Leuten in den früheren österreichischen Staaten, besonders in den Gebieten Ungarns, die jetzt zu Rumänien oder Serbien oder der Tschechoslowakei gehören. Da muß ich mich der betreffenden Gesandtschaften bedienen, in Zeitungen annoncieren, an ausländische Bürgermeisterämter schreiben. In solchen Fällen heißt es, viel Geduld haben. Worauf ich meine Leser besonders aufmerksam machen möchte.

Ein Holländer über das deutsche Wirtschaftsleben

Düsseldorf, im Februar.

Ueber die Grundlage des wirtschaftlichen Wiederaufbaus sprach vor einer zahlreichen Versammlung von Kaufleuten, Industriellen und Vertretern anderer Berufe der ehemalige holländische Finanzminister Dr. van Gijn. Der Vortragende erklärte einleitend, auch für Holland drohe die Gefahr des Untergangs, wenn nicht bald eine Aenderung der Verhältnisse in Deutschland eintrete. Holland sei bedroht, wenn das große Hinterland Deutschland einem Rückgang und Verfall unterliege. Deshalb habe man in Holland das größte Interesse, daß die Ursache der Krankheit erkannt werde. Im Wirtschaftsleben sei des Pudels Kern der stoffliche Reichtum der Menschheit an Gütern. Auch heute drehten sich darum alle wirtschaftlichen Möglichkeiten. Unter Kapital werde heute vielfach etwas verstanden, was nicht Kapital sei, sondern nur Kapital vertrete. Papiere seien oft Reichtum für die Leute, die sie besäßen, aber das Kapital, um das es sich bei der Erzeugung handle, bestehe lediglich aus alten stofflichen Gütern, die die Menschheit besitze. Wer dieses Kapital und diesen stofflichen Reichtum besitze und davon Förderung habe, sei vom Produktionsstandpunkt aus von nebensächlicher Bedeutung. Die Hauptsache sei und bleibe, wieviel davon vorhanden sei. An Gold und Silber sei im Krieg nur wenig verloren gegangen, es habe nur seinen Platz gewechselt, aber an Gütern seien unendliche Mengen verloren gegangen. An solchen Gütern hätten wir heute Mangel, die man für Geld nicht kaufen könne. Die Welt habe es jetzt am eigenen Leibe erfahren müssen, daß man vom Gold allein sich nicht nähren und kleiden könne. Ein knappes Bild des Hauptteils des Vortrags dürfte folgender kurzer Gedankengang geben:

Viele meinen, die Krankheit Deutschlands stecke in der Valuta und die Gesundung des deutschen Wirtschaftslebens liege auch in einer Verbesserung der Valuta. Indessen ist die Valuta meines Erachtens nur der Gradmesser, der das Maß der Krankheit angibt. Man kann aber die Krankheit, das Fieber, nicht einfach dadurch heilen, daß man den Gradmesser unter den Wasserkran hält und künstlich hinuntertreibt. Wenn die Teuerung auch wohl als Symptom der Verarmung gelten kann, so zeigen Valuta und Teuerung doch ganz verschiedenes an. Die Valuta zeigt die Verarmung Deutschlands in viel stärkerem Maße an, als sie wirklich ist. Dagegen zeigt die Teuerung die Verarmung Deutschlands viel weniger an, als sie wirklich ist. Die Mitte wird wohl das Richtige sein. Gefährlich ist der jetzige Prozeß des Wirtschaftslebens, durch den Kapitalbildung verhindert wird. Man sieht nicht ein, was man tut, weil die Löhne noch eine Weile hochgehalten werden können. Dazu hat die deutsche Regierung dadurch, daß sie während des Krieges keine Steuern einforderte, sondern mit Anleihen arbeitete, beim Volk das falsche Bewußtsein herangezogen, daß eine Einschränkung nicht notwendig sei. Hätte man von Anfang an das Volk zum Sparen gezwungen, dann hätte die Volkspsyche vielleicht etwas gelitten, aber die materielle Ausdauer wäre erhöht worden. Die deutsche Masse verdiente mehr als im Frieden und glaubte nun, auch mehr ausgeben zu dürfen als vor dem Kriege. Man meinte, die Teuerung sei nur vorübergehend. Einige Zehntausende wurden reicher und fühlten auch das Bedürfnis, mehr auszugeben als früher. Die Voraussetzung einer Gesundung des Wirtschaftslebens ist, daß eine allgemeine Einschränkung kommt. Diese Lage wird aber nicht allgemein erkannt. Der Krieg ist beendet, aber der weitaus größte Teil lebt nicht vernünftiger, läßt sich durch Schein trügen und verzehrt mehr als bisher. Man glaubt, daß jede Erhöhung der Produktionskosten möglich ist. Der geistige Stand der großen Massen, besonders der arbeitenden Klasse, ist der: Unterstützung, höhere Löhne und gleichzeitig weniger arbeiten! Das muß ein schlimmes Ende nehmen. Wenn nicht bald Besinnung eintritt, dann wird in allen Ländern die Nachfrage nach vielen Produkten nachlassen, und eine sehr große Arbeitslosigkeit wird die Folge sein. Dann werden Hunderttausende auf Kosten der Allgemeinheit leben wollen. Die Welt wird weiter verarmen. Wie klein ist die Zahl der Wohlhabenden im Vergleich zu der Zahl derer, die nichts besitzen als das, was zum notwendigsten Haushalten notwendig ist. Für den arbeitenden Stand ist keinesfalls das goldene Zeitalter der kürzeren Arbeitszeit angebrochen. Denn kürzere Arbeitszeit bringt Einschränkung und Minderung der Produktion. Vor dem Kriege wäre es vielleicht möglich gewesen, die Arbeitszeit zu verkürzen, aber der Krieg hat uns um ein Vierteljahrhundert zurückgeworfen. Natürlich ist es möglich in einzelnen Betrieben den Achtstundentag einzuführen, ohne daß die Produktion leidet, aber in den meisten Betrieben bedeutet der Achtstundentag eine Produktionsverminderung. Was wird nun geschehen? Wird die Erzeugung wieder auf das richtige Maß gebracht werden können? Wenn die Machthaber des Verbandes nicht bald einsehen, daß die ganze Welt zu ihrer Wiederherstellung wieder zusammenarbeiten muß, dann bleibt, so glaube ich, nur noch ein Schritt zum Bolschewismus, zu hoffnungslosen sozialen Aufständen. Wenn die goldnen Träume, die von einem großen Teil der Arbeiter geträumt werden, sich nicht erfüllen, dann wird das, was wir im Krieg erlebt haben, nur ein Kinderspiel sein gegen das, was kommt, und dann kommt noch weitere Kapitalverminderung, noch weitere Produktionsverminderung. Und wenn die Massen dann ausgetobt haben, dann werden starke Hände die Herrschaft aufnehmen, um die Völker der Erde wieder in die Höhe zu bringen. Zu den Millionen junger Männer, die auf den Schlachtfeldern und in den Meeren den Tod gefunden haben, werden in den Tagen solcher sozialen Streiks neue Millionen hinzukommen. Vielleicht wird in einer solchen Periode sozialer Streiks die westliche Kultur untergehen. Wir müssen, solange es noch möglich ist, zu verhindern suchen, daß ein solches Unglück über die Menschheit kommt. Was müssen wir da tun? Zunächst darf nicht verabsäumt werden, die große Masse vor den unvermeidlichen ökonomischen Folgen des Krieges zu überzeugen und dahin zu bringen, sich mit dem Unvermeidlichen abzufinden. Weiter müssen sich alle mit dem begnügen, was unentbehrlich ist. Wieviel Luxus gibt es noch heute! Welch unglückliche Rolle spielt die Modesucht! Auch in das Leben der arbeitenden Klasse ist sehr vieles eingedrungen, was sehr gut entbehrt werden kann. Vor allem muß man aber verlangen, daß ein Beispiel in der Einschränkung von den oberen Klassen gegeben wird. Man muß auch andern die Einschränkungen erleichtern, und jeder einzelne muß da mitarbeiten. Die Ansicht, daß die Einschränkung des Verbrauchers zur Arbeitslosigkeit führe, ist falsch. Neben den materiellen Pflichten gibt es noch andere, um die Welt vorwärts zu bringen. Der Arbeiter will nicht immer mehr lebende Maschine spielen. Dem Arbeiter muß man entgegenkommen, wenn auch vorher noch sehr viele Enttäuschungen in Kauf genommen werden müssen. Bei der Durchführung des Mitbestimmungsrechts der Arbeiter wird es anfangs sehr viel Mühe kosten, Schaden fernzuhalten, aber der sittliche Gewinn wird nicht gering sein.

Der Vortragende meint, daß für Holland dieselben Mahnungen und Lehren gelten, und daß er dort dasselbe predige. Für Deutschland im besonderen sagte er am Schluß: „Deutschland ist jetzt im Elend, es braucht aber nicht zu verzweifeln. Heute liegt die Rettung Deutschlands in der Rückkehr zu einfacher Lebensweise, wie sie vor dem Kriege, besonders in Preußen, vielfach zu finden war. Wenn man sich in das Unvermeidliche schickt und sieht, daß stille Arbeit das beste Mittel ist, das Leid der letzten Jahre zu vergessen, dann wird Deutschland wieder groß werden zum Heil der Menschheit. In Holland wird man sich darüber freuen, um so mehr, als es für die Solidarität der Nationen fühlt. Holland hat angefangen, Deutschland die Hände zu reichen, und es wird es noch mehr tun, wenn es sieht, daß hier der Geist der Einfachheit herrscht. Dann kommt auch Hilfe von allen Seiten. Schon regt sich in Europa ein neuer, gerechter Geist. Die Menschheit erwartet, daß jedermann seine Pflicht tut, das deutsche Volk wird da nicht zurückbleiben."

Vereinfachung der Speisekarte.

Berlin, 6. Febr. In den Verhandlungen, die zwischen den Gastwirte-Verbänden und der Regierung schweben, betonte kürzlich Minister Schmidt, er könne es nicht länger zulassen, daß in den vornehmen Restaurants und Hotels die Speisekarten eine reichhaltige Auswahl von rationierten Lebensmitteln enthielten, während es einem großen Teil der Bevölkerung unmöglich sei, diese zu kaufen. Aus ganz Deutschland, besonders aus den süddeutschen Teilen des Reiches, laufen Beschwerden über diese ungerechten Zustände ein und die Regierung könne sich der Berechtigung dieser Klagen nicht verschließen. Sie müsse von den Gastwirten verlangen, daß sie sich an die Verordnung halten, nach der die Speisekarte nicht mehr als zwei Fleischgerichte enthalten darf. Es sei auch für die Interessen des Gastwirtegewerbes schädlich, wenn die Gastwirte über schlechte Belieferung mit Lebensmitteln klagen, dann aber Speisekarten aufweisen, die denen aus der Zeit vor dem Kriege in der Reichhaltigkeit wenig nachstehen. Das Gastwirtsgewerbe könne um so eher auf Unterstützung von der Regierung rechnen, als es sich bemühe, die allgemeinen Lebensbedingungen zu beachten. Von seiten der Gastwirte wurde betont, daß die Reichhaltigkeit der Speisekarte nicht immer auch auf große Mengen rationierter Lebensmittel schließen lasse. Viele Gastwirte verstanden es, durch geschickte Ausnutzung des Fleisches aus wenigem viel zu machen, und so eine große Speisenauswahl auf die Karte zu bringen. Im übrigen sei man aber auch in Gastwirtskreisen der Ansicht, daß gegen die Uebertreibungen, namentlich in den Luxusrestaurants, eingeschritten werden müsse. Die Gastwirte seien gern bereit, auf eine ordnungsmäßige Innehaltung der Vorschrift zu wi